

Das Haus in Unwürde

Schloß Flamhof

Von Paul Anton Keller

Jener 5. März 1937 blieb mir unauslöschlich in Erinnerung, war es doch der Tag, an dem ich im Einverständnis mit Eltern und Frau den waghalsigen Schritt über unseren bürgerlichen Lebenskreis hinaus wagte, einen Schritt, den damals alle, die uns gut waren, als einen „Sprung in den Abgrund“ bezeichneten. Untergang, Anfang vom Ende und ähnlich lauteten die Metaphern.

Die späteren Generationen wissen vom kranken Atem der damaligen Zeitläufte nichts mehr, nichts vom Grabeshauch, der durch das österreichische Wirtschaftsleben streifte und manchen politischen Abenteurern Nährboden für ihre verrückten Ideen gab. Die Landwirtschaft sank zu Grabe. Um vier- bis fünftausend Schilling konnte man eine Landwirtschaft erwerben, die einige Joch Grund umfaßte und leidliches Bauwerk dabei hatte. Hundertfünzig Schilling war ein schönes Monatsgehalt, sechs bis acht Schilling kostete ein neuer Roman. Diese Zahlen sind mir gut im Gedächtnis geblieben.

Meine Eltern besaßen damals eine schöne Realität in Graz mit einem Photohandelsgeschäft; das Photographengewerbe übte mein Stiefvater zusätzlich aus. Es ging uns gut.

Und das alles wollten wir verlassen und uns, der Stadt und ihrer sich mehrenden Unruhe müde, am Land ansiedeln, zu einer Zeit, wo die Aushängetafeln in den Gerichtsvorhallen mit Versteigerungsedikten gespickt waren. Die Sorge unserer Freunde war also durchaus verständlich.

Ich muß ein wenig weiter ausholen. Meine Eltern hatten — die Triebfeder war immer ich — ungefähr ein Jahr vorher einen Vorkaufsvertrag hinsichtlich des Schlosses Schielleiten in der Oststeiermark abgeschlossen. Das Schloß — nicht die Ruine am Vockenberg —, schwer verkäuflicher Rest eines zu Tode parzellierten Landtafelgutes, war seit langem feil. Ich glaube, die Verkaufssumme betrug ungefähr 35.000 Schilling, einschließlich der Teiche.

Meine Eltern waren Schauspieler gewesen und hatten dann auf den vom Vater-Stiefvater erlernten Beruf übergewechselt, der sie pekuniär zufriedenstellte. Aber der Mensch weiß nie, wie und aus welchen Anlässen sich Lebenskreise ändern und neu erschließen. Mir zumindest war weder

die Stadt noch der bürgerliche Beruf jemals eine Erfüllung gewesen. Proben meiner dichterischen Arbeit lagen vor und so schlugen die Neigungen aller in die neue Sicht, die sich bot. Wir dachten an einen Pensionsbetrieb oder ähnliches. Aber im Fall Schielleiten zerschlugen sich die Pläne. Zwei Faktoren erzwangen den Verzicht. Eine neuerliche Besichtigung zeigte, daß das damals noch vorhandene bildschöne Shett-dach — prachtvoll durch die auf der Blendattika stehenden Sandsteinfiguren geschmückt — so vermorscht war, daß man das Holz des Gestühls zwischen den Fingern zerdrücken konnte; zum andern hatte der damals fungierende Führer der Sport- und Turnfront, Fürst Starhemberg, Wind bekommen, daß Schielleiten ein ideales Zentrum für den Sport sei. Kurz, der deprimierende Zustand der Bedachung und der Lockruf des neuen Bewerbers machten meinen Eltern den Rücktritt vom Vertrag leicht. Der Schielleitner Traum war ausgeträumt, bevor er überhaupt richtig hatte erwachen können.

Doch anderes hatte Macht über unser Denken gewonnen: Unsere Bindung zur Stadt war brüchig geworden, wir hatten Landluft geschmeckt, und zwar auf besondere Weise, Landluft, die zumindest mir, weniger meiner Mutter, der gebürtigen Wienerin, zum Erlebnis wurde.

Bald darnach kam ein guter Freund unseres Hauses, eifriger Wanderer, zu uns und brachte die Nachricht, daß Flamhof, ein Schlößchen im Sausal, völlig verwairstet und, wie er erfahren hatte, überverschuldet, zur öffentlichen Feilbietung komme.

Ich hatte lange vorher, auf unseren vielfältigen, ausgedehnten Wanderungen durch Steiermark, mit meiner Frau das Sausalgebiet durchwandert und mir als gebürtigem Südsteirer, der ich zudem viele Monate in Schloß Laubegg bei Lebring gelebt hatte — Früheindrücke des Kindes! —, war die Landschaft zum Erlebnis geworden. Auch meine Frau hatte diese Landschaft lieben gelernt.

Es würde die Blicktafel objektiven Schilderns trüben, wollte ich nun von psychischen Neigungen sprechen. So sei kurz vermerkt, daß wir uns für die neue Möglichkeit interessierten. Allerdings hatten meine Eltern (einschließlich mir und meiner Frau) die Baudetails nicht prüfen können. Ich weiß heute nicht, ob wir uns zum „ja“ entschlossen hätten, wären uns alle Schäden bekannt geworden.

Schloß Flamhof war weit über den Schätzwert verschuldet und neben privaten Darlehensgaben — der Gärtner und die alte Dienerin mit ihrem Sohn hatten seit Jahren keinen Lohn bekommen, er war intabuliert worden — war die Landes-Hypothekenanstalt von Steiermark Hauptgläubiger. So kam der Besitz 1937 zur gerichtlichen Feilbietung.

Diese Versteigerung war ein Abenteuer. Man wird gleich hören, warum.

Am 5. März 1937 also fand im Gericht zu Leibnitz die anberaumte Versteigerung statt. Sie war auch, wie üblich, in den Zeitungen bekanntgemacht worden. Ich war mit meinem Vater nach Leibnitz gefahren, Mutter und Frau versorgten in Graz das Photogeschäft. Als wir den Versteigerungsraum betraten, bot das Zimmer ein seltsames Bild. Außer uns war kein Interessent anwesend, wohl aber etwa zwei Dutzend Sau-

saler Bauern, denen es sehr wahrscheinlich um den dem Schlosse anhängenden Grundbesitz zu tun war. Zusätzlich der Anwalt des Besitzers, ein Mann, der Vater und mich geradezu atemberaubend ironisch anstarrte, sichtlich bemüht, uns aus der Fassung zu bringen. Sein Hohn, der zweifellos eine Basis haben mußte, war uns unverständlich, bewirkte aber hundertprozentig das, wessen er lebendig war, er machte uns unsicher.

Die Versteigerung begann. Wie erwartet, war außer uns kein weiterer Interessent gekommen. Der Richter rief den Besitz zweimal aus und erklärte dann, vor dem dritten und letzten Ausbieten sei eine Pause von fünf Minuten eingelegt. Und hier glänzte das Antlitz des gegnerischen Anwalts in unverhohlenem Triumph.

Für solche Unternehmungen muß man Erfahrung haben, sonst seufzen die Nerven. Bei mir seufzten sie. Auch Vater war verzagt. Doch es war da noch etwas, und das hatte der andere nicht ins Kalkül gezogen: Unmut, Zorn. Ich habe Unklarheiten leblang gehaßt und darunter gelitten, sie daher bekämpft. Und nun wußte ich: ich mußte kämpfen. Und diese Reaktion hatte der uns noch unverständliche Hohn in den Mienen des andern wachgerufen. Also fand mich der dramatische Augenblick gewappnet.

Der Richter kam. Doch ehe es zum Zuschlag kommen konnte, erhob sich das Hohngesicht und erklärte, wer immer den Besitz erwerbe, er werde nichts davon haben, denn es seien alle Grundstücke einschließlich der Wohnräume langfristig verpachtet und er legte sogenannte Urkunden vor.

Eisiges Schweigen erfüllte den Raum.

Der Richter blätterte verwundert in den Papieren. Es waren Gefälligkeitsdokumente des zuständigen Gemeindeamtes. Sehr anfechtbare Abmachungen, doch sie aufzuheben bedingte ein Prozeßverfahren. Dies also war der Plan des vifen Anwalts gewesen und der Grund seiner Ironie.

Vor unfairen Situationen habe ich nie die Waffen gestreckt. Also?

Ich sagte — oder sagte ES aus mir? — „Gekauft!“

Tableau. Die Verwirrung im anderen Lager war groß. Der Anwalt zeigte kein Hohngesicht mehr, sondern ein sehr gerötetes. Ich aber, dergestalt über die Barriere gesprungen, fuhr wieder im alten Seelengeleise.

Es hat dann noch kleine Auseinandersetzungen gegeben, die rasch und friedlich geregelt wurden. So war Schloß Flamhof an uns gekommen. Doch konnte man, was da auf dem sonngesegneten Sausaler Hügel stand, noch Schloß nennen? Wie sah es denn aus?

Fürs erste gesagt: trotz unverkennbarer Schönheit, schauderbar. Eine Halbruine. — Ich habe Flamhof, Gott sei Dank, in allen Phasen seines Baugesichtes photographiert, und das ist gut so. In der Erinnerung verfließen manche Bilder. Der tausendjährige Bau befand sich 1937 im Zustand beginnenden Verfalls. Am Baubestand war jahrzehntelang nichts gebessert worden. Der Mauerverputz war an allen vier Fronten in großen Partien locker und vielfach abgefallen. Das ist nun an sich kein bedrohlicher Sachverhalt, die Erneuerung aber jedenfalls schon durch das Ein-

gerüsten recht kostspielig. Doch wo der Verputz fehlte, zeigte es sich, daß im Gemäuer tiefe vertikale Setzungsrisse klafften, das machte Kummer. Als dann die Arbeiter den lockeren Verputz herunterschlugen, blieben nur einige Inseln haften.

Vom einstöckigen Renaissancebau der Brankowitsch-Wilfersdorf aber kam dabei die im Putz eingekratzte Quaderzier an den Schloßbecken zum Vorschein, die bei der Barockisierung übermörtelt worden war. So alt also war der Mauerverputz! Daß die Fenster in den Fassaden ebenfalls desolat waren, versteht sich von selbst. Westseits hingen einige der auseinandergefallenen Brettbalken nur mehr an einem Schenkel, — ein grotesker Anblick! Das Uhrzifferblatt im Risalit war zerstört, Uhrwerk und Zeiger fehlten. Der Glockengiebel war mit gebogenen, längst vermorschten Brettern abgedeckt, die durch Kupferblech ersetzt werden mußten. (Wie schrie meine Mutter auf, als sie mich dort oben, in schwindelnder Höhe, stehen sah!) Dies ist ein ungefähres Bild der ruinösen Fassaden, dem noch zahllose Details an Defektem anzufügen wären. Ein Hauptproblem aber, sehr wahrscheinlich das Problem, war das Dach. Ein hohes Hausdach ist das Symbol des Schützenden. (Die flachen Dachneigungen gegenwärtiger Baugesinnung entstammen keinem Stilempfinden, sondern dem Streben nach Billigkeit.) Das Walmdach des Flammhofs ist imponierend durch seine Größe und Wucht. Nicht minder imponierend ist der Dachstuhl an sich als Zeugnis hoher Handwerkskunst. Ein Wald ging hier zu Grabe und feierte anno 1730 Auferstehung als Dachgestühl.

Vor etwa achtzig Jahren aber lockerten sich einige Bundträme auf der Westseite des Daches, und, von der Verankerung befreit, schob der Dachstuhl unter dem ungeheuren Druck der Belastung auch die Hauptmauer mit hinaus. Westseits hängt sie 17 cm nach vor. Wenn man im zweiten Stockwerk die Fensterläden öffnet, braucht man sie nicht aufzuschieben, sie fallen von selber nach vor. Der Verband im Gestühl ist durch schwere Eisenschließen gesichert, die Mauer freilich nicht mehr zurücksetzbar.

Als wir das wüste und verwüstete Haus besiedelten — unser verkauftes Objekt in Graz mußte rasch freigemacht werden — regnete es ein und das Regenwasser sank durch beide Stockwerke hindurch! Begreiflicherweise mußte die gesamte Dachfläche umgedeckt werden.

So war denn überall, wohin wir die Blicke richteten, eine schier unfäßbare Vernachlässigung sichtbar. Der Mut sank uns beträchtlich, doch wir griffen wacker zu, um nicht zuviel trübe Gedanken wach werden zu lassen.

Es gab weder elektrisches Licht im Schloß noch Fließwasser. Die nächste Freileitung war in Jahring gebaut worden, im Muggenautal, eineinhalb Kilometer vom Schloß entfernt. Einerlei, sie mußte weiter heraufgeführt werden. Interessenten waren zu erwarten. Ich regte eine Versammlung aller, die als Stromanwärter in Frage kamen, an; sie fand statt. Versteht sich: ergebnislos. Die heimliche Devise: „Wenn einer so einen alten Schloßkasten herrichten will, hat er eh Geld gmua!“ Die mündliche Feststellung: „Wenn einer Licht haben will, soll er sich halt die Leitung bauen!“ Daran spannen sich, wie wir hintennach hörten, mehr als wun-

derliche Eigenpläne, erheiternd, giervoll; doch ihrer zu gedenken, würde zu weit führen. Genug — wir bauten die Leitung auf unsere Kosten. Denn ohne Strom kein Wasser.

Nun also die Zuleitung vom halbverfallenen Brunnen. Für uns reichte, was er an Wasser bot, eben noch. Doch wenn wir mehr benötigten — was dann? Es ging die Legende vom jahrhundertalten, tiefen Ziehbrunnen; auf der Abbildung von J. F. Kaiser (Schlösserbuch) aus dem Jahre 1832 ist er zu sehen. Dieser Brunnen sei nicht verschüttet, so hieß es, sondern nur überwölbt worden. Und er sei so groß, daß Roß und Wagen in ihm umkehren könnten.

Nach langem Suchen fand ich einen alten Maurer — den Tauchervater —, der seinerzeit an der Abmauerung des Brunnens mitgearbeitet hatte. Ja, er wisse die Lage des Brunnens, erinnere sich auch, daß er „grauslich groß“ sei, und er kam, uns die Stelle zu zeigen, wo man graben und das Gewölbe freilegen müsse.

Diese Brunnensuche ist mir unvergeßlich in der Erinnerung geblieben. Ich wußte wohl, daß der Schacht, wie auf dem alten Bild vermerkt, neben der sanften Schräge der Einfahrt zu suchen sein müsse, und der alte Maurer begab sich auch sogleich dorthin. „Da muaß er sein!“ sagte er, und seine Hände fächerten seitlich, wichtigweisend. Und dann schritt er zurück und sagte unentwegt „do muaß er sein!“ und unentwegt fächerten seine Hände. So schritt er auf dem großen Rasenplatz herum, immer zurück und ununterbrochen hörten wir seinen Hinweis, daß der Brunnen „do sein müsse“. Uns wurde schwummelig vor dem entdeckungsseligen Alten. Schließlich verließ ich mich auf die Perkussion, pochte und stocherte mit der Klauenstange und alsbald hatten wir den neuralgischen Punkt. Der Brunnen war gefunden. Doch er war trocken und die angeblich gigantischen Innenmaße konnte ich beträchtlich reduzieren.

Der Schacht beginnt mit einem Durchmesser von 1,40 m und verengt sich in etwa 10 m Tiefe auf 90 cm. Nach etwa 25 m weitet er sich, schon aus dem Fels gehauen, auf 2 m. Das Profil ergäbe also das Bild eines auf den Kopf gestellten Herrenpilzes. In dieser Tiefe ist das Einsturzmaterial feucht. Massive Ringe eines hölzernen Wassereimers lagen am Boden des Schachts; ebenso ein kurzer Sandstein-Vierkanter, anscheinend das Überlager über einer Tür. In einem dilettantisch eingehauenen Oval standen die Initialen M.F.P. (Max Franz Presinger). Diesen Stein habe ich 1948 in unserem ehemaligen Weingarthaus am Wiesberg einmauern lassen. Der Brunnenschacht wurde wieder abgedeckt.

So bot der tausendjährige, schändlich vernachlässigte Bau jeden Tag neue Probleme. Eine Breite der Hofmauer des Schlosses war durch Baumstämme gepölzt und mußte abgetragen und neu aufgebaut werden.

Nicht anders, ja vielleicht bedrückender, sah es im Inneren aus. Und was wohl das Schlimmste war: manche Räume strotzten von Ungeziefer. Der Küchenherd war alt und längst abbruchreif. Als die Herdbank gehoben wurde, rasselte und klapperte es wie Blech — Küchenschaben zu Tausenden, wenn nicht mehr! Sie brachen heraus wie ein Heuschreckenschwarm; wir mußten sie mit der Mistschaufel zusammenkehren, um der

hervorquellenden Massen Herr zu werden. Residierten im Parterre die Schaben und Russen, so waren im ersten Stockwerk Wanzen beheimatet: es war bedrückend!

Ich muß einfügen, daß verständlicherweise das Landesdenkmalamt — dem damals der unvergeßliche W. v. Semetkowski vorstand — solche Renovierungsarbeiten sorgsam überwachte (ach, wie machtlos ist ein Landeskonservator, und er sollte doch ein Gewalthaber sein!), doch Semetkowski kannte mich und wußte, daß ich Ehrfurcht vor dem kostbaren Alten hatte und nichts verderben würde. Und dann war das Landesbauamt, das für die Kontrolle der damals für erneuerungsbedürftige Kulturbauten ausgesetzten bescheidenen Landesbeihilfen zu sorgen hatte, und es kam der gütige und gescheite Hofrat Ing. Hugo Pohlhammer — ein Tag im Sausalnebelgrau, noch höre ich die markige Stimme des guten Mannes vor dem Portal —, um über die Situation zu sprechen. Und da war es doch unbehaglich, als der kultivierte Mann in den Räumen des ersten Stockwerks an den Wänden den Insektenkriegsschauplatz gewahrte: rußgeschwärzte Nagellöcher, wo die Wanzen durch die Petroleumflamme herausgeheizt worden waren, Kreuz- und Querstriche an den Wänden, wo man die marschierende Infanterie breitgedrückt hatte.

Für uns gab es nur eine Devise: herunter mit dem Mauerverputz bis zur Stein- oder Ziegelwand.

An diese Situation reihte sich die der Klos. Da war noch alles biedere Bauern- oder Rittersteinzeit, doch in welcher Verwahrlosung! Das abfallende „Gold des Landmanns“ war anscheinend durch Bohnenstangen in die Tiefe gestoßen worden; man arbeitete da wie ein venezianischer Gondoliere mit seinem Ruder. Und da hatte man einmal möglicherweise diese Stocherstangen zu massiv gewählt, jedenfalls klafften in den geborstenen Steinzeugrohren faustgroße Löcher. Unten aber, neben der Rückwand des Hauses — viel zu nahe, wie immer — die gemauerte Senkgrube, die durchlässig war; das Naß aber drang in den großen Obstkeller und erfüllte ihn mit üblen Dünsten.

So bot sich, wohin der Blick sich wandte, Verfall und Untergang, und es war, das muß mit Nachdruck vermerkt sein, vorwiegend Nachlässigkeit die Ursache der Desolation.

Die Türschlösser und Beschläge, zum Teil reizvolle Kunstschmiedearbeiten aus der Renaissancezeit, hatte man mit Silberbronze bemalt. Solche Krusten sind, wie jeder Kunstkenner weiß, kaum herunterzukriegen. Ich habe die Schlösser (Kastenschlösser) und Schlüsselschilde abmontiert, sie fachmännisch zerlegen und verzinnen lassen, so wie sie es nachweisbar vor alters gewesen waren. Wieder zusammgebaut, wurden sie mit den Original-(handgeschmiedeten)Nägeln, mit denen sie einst befestigt gewesen, wieder auf ihren alten Standort versetzt. Mehr als hundert Kilo Eisen habe ich damals im Rucksack zum Autobus getragen, um es nach Graz zu bringen, denn fremden Händen wollte ich die unersetzliche Fracht nicht anvertrauen.

Wir haben nach Flamhof elf Kisten antike Öfen gebracht, darunter einen wunderschönen blauen Barockofen mit echter Goldauflage. Aber

auch im Schloß waren einige reizvolle blaugrüne Barocköfen, deren Brustkacheln man leider eingeschlagen hatte, um gußeiserne Heitzürln unterzubringen. Ich ließ diese Türln durch handgetriebene aus Messing ersetzen, die in ihrer Form der barocken Bauchung folgten. 1939 wurden die antiken Öfen — bis auf zwei — in den Hof geworfen und die Kacheln zerschlagen. An ihre Stelle traten Rohziegelkamäne. . .

Einem Wesen jedoch brachte die Versteigerung des alten Hauses sofortige Erlösung von schwerem Leid: dem alten Kettenhund. „Hüten Sie sich vor der Bestie, sie beißt!“ sagte die Besitzerin. Der stichelhaarige Pintscher, an sehr kurzer Kette neben dem rückwärtigen Haustor, saß vor einem Napf voll Kartoffelschalen und knurrte wie ein Löwe. Wir kauften ihn, der Anblick war unerträglich. Als wir ihn von der Kette ließen, war er fort! Doch er kam wieder und wurde uns dann, frei von jeglicher Fessel, der hingebungsvollste Freund bis zu seinem Tode.

Die Furcht vor großen Erhaltungskosten eines so weiträumigen Hauses ist meiner Meinung nach Übertreibung. Wenn man einen ruinösen Bau untersucht, ist nahezu stets jahrelange Verschlampeung als grundlegende Ursache der Zerstörung zu erkennen. Verständlicherweise ist ein Dachziegel rasch ersetzt, auch zehn und zwanzig sind es. Geschieht nichts, weiten sich die Lücken, und man sollte nicht glauben, wie rasch dann ein großer Bauschaden festzustellen ist. Wer wegen jedes Nagels, Ziegels oder Bretts einen Handwerker braucht, sobald ein Defekt festzustellen ist, lasse die Hände von umfänglicheren Baukomplexen. Und mehr noch der, dem der sachlich erkundende Blick für beginnende Gebrechen am Baukörper mangelt.

Wenn ich sage, daß wir anno 1937 mehr als vierzig Handwerker beschäftigt, wird es klar, welchen „Nachholbedarf“ der Corpus des Schlosses hatte. Und wie gerne kamen die Leute, wie war Not an Arbeitsplätzen! Einer der Maurer kam per Fahrrad aus Deutschlandsberg; er mußte jeden Tag um 3 Uhr aufstehen, um um 7 Uhr am Flamhof zu sein! Und er war nicht der einzige, der einen so weiten Anmarsch hatte.

Die Zeiten haben sich geändert und sie werden sich wieder ändern. Dafür sorgt schon die Unrast des Menschen, der sein Glück stets dort sucht, wo er es nicht finden kann. In der Rückschau hat alles ein weitgehend normalisiertes Gesicht — auch ein altes Schloß, dem man die Baugesichtszüge wieder aufgefrischt hat. Als wir (auch mit dem Geld) fertig waren, und das alte Haus über Land leuchtete, als sei es erst gebaut worden, staunten die Schwarzseher, und die Neider faselten von einem „immensen Reichtum“. Dieser Reichtum ruht stets in den Armen und Händen, in Seele und Gemüt und einer großen Neigung zur Heimat, über alle Unzulänglichkeit der Menschen hinaus. So gerät's. Das Geld allein macht es nicht. Und so geriet es auch beim Flamhof.

Wie das Haus und die Landschaft (zum wenigsten die Menschen) danken, erzählt mein Buch vom „Sausaler Jahr“. Und wie und warum es Abschied nehmen hieß, soll zu guter Stunde auch einmal berichtet werden.

Aus dem vorbereiteten Buch P. A. Kellers „Zum Sehen geboren“ (Band 2 der Erinnerungen).